

# Vom blauen Montag zum freien Samstag : zur Kulturgeschichte eines arbeitsfreien Wochentages

Autor(en): **Kugler, Anita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft**

Band (Jahr): **8 (1986)**

Heft 28

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652716>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

700 Jahre währte der Kampf der Handwerker in Deutschland um den „Blauen Montag“; erst um seine Anerkennung und ab Mitte des 16. Jahrhunderts um die Erhaltung dieses nicht kirchlichen, halb oder ganz arbeitsfreien bezahlten Tages. Anita Kugler, die über die Geschichte der deutschen Automobilindustrie in den zwanziger Jahren arbeitet, beschreibt diesen Kampf um arbeitsfreie Tage und um eine Verkürzung der Arbeitszeit bis in unsere heutigen Tage hinein.



# Vom blauen Montag zum freien Samstag

Zur Kulturgeschichte eines arbeitsfreien Wochentages

von Anita Kugler

**D**er Sonntag, so war es die Regel, gehört der Kirche, der Montag aber den Freunden. Der Montag war Flicktag, Zechtag, Versammlungstag, Badetag, Gerichtstag, Schwurtag, Wandertag, Markttag, Spiel- und Volksbelustigungstag. Am freien, heiligen, tollen leeren oder blauen Montag wurde ein Viertel des Wochenlohnes ausgegeben, der Rausch oft genug noch bis in den Dienstag hinein ausgeschlafen.

*„Am Montag, am Montag, da schlaf ich bis um viere,  
Dann kommt mein lustiger Spießgesell, da gehen wir zum Biere,*

*Am Dienstag, am Dienstag, da schlaf ich bis um zehne,  
Und wenn mich dann der Meister weckt, dreh ich mich um und gähne ...“<sup>1</sup>*

Der blaue Montag war ein „lundi perdu“ für die Volkswirtschaft, eine indirekte Erhöhung des Lohnes durch die Verkürzung der Arbeitszeit, und ein „Schutzmittel der mittelalterlichen Arbeiterschaft gegen die aufreibende Überarbeit“. Ohne den freien Montag wären die 14- bis 17stündigen Arbeitstage nicht durchzuhalten gewesen, schon gar nicht nach der Reformation, deren Ergebnis unter anderem war, daß die Anzahl der kirchlichen Feiertage radikal vermindert wurde. Der blaue Montag war ein Stück „positive Sozialpolitik im eigenen, gut verstandenem Interesse“.<sup>2</sup> Der blaue Montag war aber auch ein

Kampf um mehr Freiheit und Selbständigkeit. Für die Gesellen, die bei ihren Zunftmeistern arbeiteten, schliefen und aßen, war der blaue Montag, der „freie“ Montag, der einzige Tag der Woche, der der Kontrolle der Meistersfamilie entzogen war.

Als die große Industrie ab Mitte des 18. Jahrhunderts das Handwerk ruinierte, die Zünfte sowie die Gesellenverbände sich auflösten, anstelle des bis dahin meist üblichen Wochenlohnes der Stück- oder Taglohn eingeführt wurde, verschwand auch der blaue Montag. Er verschwand nie ganz, aber wurde er gefeiert, so geschah es jetzt auf eigenes Risiko und aus eigener Tasche. Der blaue Montag war ab Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr Allgemeingut der Gesellen, sondern Statusprivileg der besser bezahlten Handwerker. Was Meister, Zünfte, Gerichte, Stadtoberkeiten, Zunft- und Städtebündnisse, Polizei und Landesregierungen nicht geschafft hatten, nämlich die Abschaffung des freien Montags durch Lohnabzüge, Entlassungen, Arbeitsverbote, Haftandrohungen und Versammlungsverbote, das erreichte in wenigen Jahrzehnten die große Maschinerie mit einer Arbeitsorganisation und einem Lohnsystem, das sich nicht mehr am Arbeitsauftrag, sondern am Gewinn orientierte. Die größte durch die Industrialisierung bedingte Transformation der Gesellschaft war die Erziehung und Anpassung an die regelmäßige Fabrikarbeit. Ohne Pardon verhängten die Fabrikherren ab Mitte des 19. Jahrhunderts drakonische Straf- und Bußgelder für wenige Minuten Verspätung und „wer den blauen Montag hält, wird der Polizei angezeigt, so wie die bestehenden Gesetze es

verlangen“ (Fabrikordnung der Firma Klett in Nürnberg, 1844). Chronische Montagsfeier wurden von der Polizei den Arbeitshäusern übergeben, wo ihnen die industrielle Arbeitsdisziplin buchstäblich eingeblaut wurde.

## Kampf dem blauen Montag

Vom 13. bis fast zum Ende des 19. Jahrhunderts währte der Kampf um den arbeitsfreien Wochentag. Er ging verloren und wurde abgelöst durch den Kampf um andere Formen der Arbeitszeitverkürzung. „Der Kampf um den blauen Montag“, schrieb Kautsky 1893, „war für die Zunftgesellen dasselbe, was für uns der Kampf um den Achtstundentag ist.“ Nicht ganz; denn das kulturhistorische Ergebnis der Industrialisierung war die Gewinnung einer neuen Zeitdisziplin. Schon die zweite Generation der Fabrikarbeiter hatte ihre Lektion „Zeit ist Geld“ gut gelernt. Sie gewöhnten sich an eine rational eingeteilte Zeit, mit einer Bemessung des Lohnes eben nach dieser Zeiteinheit. Sie kämpften nicht mehr gegen die Arbeitszeit, sondern um die Begrenzung der Arbeitszeit. Die Kinder des Kapitalismus, die Gewerkschaften, fochten nicht für einen arbeitsfreien Wochentag, sondern forderten aus humanitären, moralischen, bildungspolitischen und ökonomischen Gründen eine tägliche Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich.

„Weg von dem blauen Montag mit Sauferei, Kartenspiel und Raufhändeln ... Die kämpfende Arbeiterschaft der ganzen Welt ist ein Feind des wüsten, blauen Montags und der ungeordneten Arbeitsdauer, wie sie überall dort herrscht, wo der blaue Montag noch Sitte ist. Das kämpfende Proletariat will ja gerade die Dauer des Arbeitstages regeln. Alle Orte, wo die Arbeiterbewegung auftrat, verschwand der blaue Montag, es verschwand auch die vertierende 14- bis 18stündige Arbeitszeit. Unter der organisierten Arbeiterschaft ist die Klasse der Blauenmacher fast ausgestorben. (...) Ja, wir wollen den blauen Montag abschaffen. (...)“<sup>3</sup>

# EDICT,

wegen

Abstellung einiger Mißbräuche

besonders

des sogenannten

## Blauen Montages

von

den Handwerker.



Berlin, 1783.

Und das ist ihnen auch geglückt. Der Achtstundentag von Montag bis Sonnabend wurde vor dem ersten Weltkrieg in einzelnen Großbetrieben durchgesetzt. Parallel dazu erlassene staatliche Arbeitszeitregelungen und Arbeitsschutzbestimmungen sollten den Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeiterschaft schwächen. In der Berliner Holzpflasterfabrik Heinrich Freese, einer der ersten Betriebe im Kaiserreich, die eine Normalarbeitszeit von 48 Stunden pro Woche einführten, hing 1896 eine Warnungstafel am Eingangstor mit der Aufschrift

„Blauen Montag und Genossen  
Bleibe deine Tür verschlossen“.

## Für den freien Samstag

In den nächsten 50 Jahren wurde der Achtstundennormalarbeitstag erreicht (1919), wieder verloren (1924), erneut gesetzlich festgeschrieben (1938) und wieder verloren (1939). Der Kampf der dritten und vierten Fabrikarbeitergeneration ging weder um einen arbeitsfreien Wochentag, noch um die Arbeitszeitverkürzung, sondern überhaupt um Lohn und Arbeit.

Seit der Industrialisierung war der Sonntag alleine – und nicht auch noch der Montag – der Familien-, Kirchen-, Wander- und Belustigungstag. Gebadet und gezecht wurde am Samstagabend. „Jeden Samstag geht der nette, fette Vater in den Keller Kohlen holen, für das Bad, für das Bad, daß er sau-, daß er sau-, daß er saubre Kinder habe“, reimte Biermann Anfang der 60er Jahre. Statt des blauen Montags im Feudalismus, gab es im Kapitalismus das „Saturday-night-fever“.

Die schrittweise Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 40 Stunden ab 1956, eingeleitet von der IG Metall mit der familienfreundlichen Parole „Samstags gehört Vati mir“, bescherte den meisten westdeutschen Arbeitnehmern ab Mitte der 60er Jahre den arbeitsfreien Sonnabend. Wie in den sehr alten Zeiten gab es jetzt wieder die Fünftagewoche, sogar ohne eine Verlängerung der täglichen Arbeitszeiten, diesmal tariflich abgesichert und für alle. Der fünften Fabrikarbeitergeneration wurde ein Stückchen der „Freiheit“ wiedergegeben, die ihren Ur-Ur-Urgroßvätern durch die Industrialisierung gestohlen worden war. Verstöße gegen diese Freizeitregelung mußten durch Überstundenzuschläge doppelt bezahlt werden. Die Wochenendarbeitszeit wurde für die Unternehmer eine teure Zeit.

20 Jahre lang wurde am freien Wochenende nicht gerüttelt. Samstagarbeit war tabu. Das gesamte öffentliche, private und kulturelle Leben orientierte sich an der Normalarbeitswoche. Ab Freitagnachmittag klingelten die Kassen in den Kaufhäusern, die Diskotheken waren überfüllt, die Ausfallstraßen in die Naherholungsgebiete verstopft. Im Sommer traf sich samstags Nachmittags halb Berlin am Wannsee. Das arbeitsfreie Wochenende hatte einen paradoxen Effekt. Statt ausgeruht und arbeitsfreudig am Montag wieder am Arbeitsplatz zu erscheinen, schleppten sich die Menschen unausgeschlafen, aggressiv und arbeitsunlustig in die Fabrik oder an die Schreibtische. Obwohl die Freizeit am Wochenende schon fast genauso taylorisiert wurde wie die Arbeit selber, bewirkte der kleine Ausstieg aus der Arbeitsgesellschaft vorübergehende Anpassungsschwierigkeiten an die Fabrikdisziplin. Die Rate der Zuspätkommenden am Montag stieg ab den 60er Jahren um das Doppelte, das illegale Blaumachen am Montag, in der Soziologensprache als „Absentismus“ bezeichnet, wurde in vielen Fabriken zum teuren Problem. Ständig kaputtgehende Autos bezeichnete man als „Montagsautos“, „Montagsproduktion“ galt als Synonym für „Schrottproduktion“.



In der amerikanischen Traktorenfabrik ‚International Harvester‘ handelte die Automobilarbeitergewerkschaft UAW 1973 mit dem Management einen Tarifvertrag aus, der jetzt noch als „good girl-good boy“-Vertrag bezeichnet wird. Ein Bonussystem, „time banking“ genannt, sollte die Absentismusrate, besonders an Montagen, durch Urlaubsanreize niedrig halten. Dieses Bonussystem funktionierte in der Weise, daß jeder Arbeiter, der eine achtstündige Schicht regulär hinter sich gebracht hatte, mit einer halben Stunde Freizeit pro Tag belohnt wurde. Diese „verdiente“ Zeit wurde auf einer „Zeitbank“ gutgeschrieben und ergab im Jahr – vorausgesetzt, man war immer ein „good boy“ oder „good girl“ – maximal zwölf zusätzlich bezahlte Ferientage. Fehlzeiten allerdings, und das war der Haken an dieser Arbeitszeitverkürzung, wurden von dieser Zeitbank wieder abgebucht, und zwar an den Montagen und Freitagen doppelt. Dieser Vertrag wurde 1973 als großer gewerkschaftlicher Erfolg gefeiert. „Das Tor zur Viertagewoche ist aufgestoßen“, übertrieb die Gewerkschaft.

### Weniger Arbeit für alle

Jetzt steht uns eventuell auch eine Viertagewoche ins Haus, allerdings eine im Zeichen der „Wende“, d.h. ohne Lohnausgleich. Die vorhandene Arbeit soll umverteilt werden, das ist der gesellschaftliche Konsens, das Ziel allerdings fundamental alternativ. Die Gewerkschaften wollen durch eine Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden die Lohnarbeit gleichmäßiger auf alle Mitglieder der Gesellschaft verteilen, die Unternehmer aber wollen die Betriebszeiten verlängern und die Arbeit entsprechend den Maschinenlaufzeiten und der Auftragslage neu einteilen. „So kann z.B. innerhalb einer Woche die Arbeitszeit statt auf 5 Tage mit 8 Stunden auf 4 Tage mit 10 Stunden oder auch 6 Tage mit unterschiedlichen Arbeitszeiten verteilt werden. Die ungleichmäßige Verteilung kann sich aber auch auf längere Zeiträume, z.B. mehrere Wochen, ein Vierteljahr bis zu einem Jahr erstrecken, so dass z.B. saisonal in einigen Wochen nur 30 Stunden, in anderen Wochen dafür mehr gearbeitet wird.“ (Informationen der Metallindustrie, 2/84)

Unter den verführerischen Schlagworten wie „Zeitsouveränität“, „Arbeitszeit nach Maß“, „Wahlfreiheit der Arbeitszeit“ wird hier u.a. die Viertagewoche verkauft, allerdings verschwiegen, daß diese Möglichkeit nur unter der Voraussetzung besteht, daß die Arbeitszeit den spezifischen und aktuellen Betriebsanforderungen angepaßt ist, die freie Zeit also vom Personaleinsatzbüro zugeteilt wird. Die Flexibilisierung der Arbeitszeit im Interesse der Unternehmer bedeutet, daß weder die langen Abende noch die Sonnabende tarifvertraglich vereinbarte, freie, verfügbare, im voraus planbare Zeit für die Beschäftigten sind. Diese „flexible Freizeit“ wäre also kein

Gewinn, sondern ein weiterer Verlust der Zeitsouveränität. Wenn der Einstieg in die Viertagewoche erkaufte werden sollte mit überlangen täglichen Arbeitszeiten und mit einem Verzicht auf gemeinsame freie Wochenenden, so wäre das kein emanzipativer Schritt vorwärts, sondern zwei zurück. Weder würde – wie früher – der Montag den Freunden gehören, noch „Vati am Samstag der Familie“, sondern im Prinzip würden Vati und Mutti der Fabrik gehören und nur, wenn es der paßt, eben nicht! (Nur der Sonntag bleibt der Sonntag – und auch der nicht überall.)

Die von den Unternehmern favorisierte kostenneutrale Flexibilisierung der Arbeit entsprechend den Produktionsanforderungen und Kapazitätsreserven, ist eine Kombination von vorindustrieller Arbeitsorganisation, die sich am Arbeitsauftrag orientierte, und industrieller Produktion, die das Arbeitstempo und die Arbeitszeit den Maschinenlaufzeiten anpaßt. Der Gag ist aber dabei, daß diese „Arbeitszeitsynthese“ den Menschen nicht „einen Teil der Freiheit wiedergeben würde, die im Zuge der Industrialisierung verloren gegangen ist“ (Spiegel vom 2.4.84), sondern im Gegenteil, daß den Menschen ein Stück der frei verfügbaren Zeit genommen wird, die in jahrhundertelangen Auseinandersetzungen erkämpft worden ist.

Die Synthese zwischen moderner Arbeiterbewegung und den rebellischen Gesellenverbänden im Mittelalter wäre der Siebenstundentag und die Verlängerung des freien Wochenendes bis Dienstag früh. Die sich ständig vergrößernde Diskrepanz zwischen wirtschaftlichem Wachstum und Produktivitätsentwicklung wird weitere Arbeitszeitverkürzungen ohnehin notwendig machen. Der englische Gelehrte und Kanzler Thomas Morus berechnete 1516 in seiner „Utopia“, daß täglich sechs Stunden „materieller Arbeit“ ausreichen würden, um die Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. Hundert Jahre später schrieb der Dominikanermönch Campanella im Kerker von Neapel seinen „Sonnenstaat“. In diesem Musterstaat „sind die öffentlichen Dienste, Künste, Handwerke und Arbeiten unter alle verteilt, so daß auf den Einzelnen kaum vier Stunden pro Tag treffen, die er zu arbeiten hat“. Wenn jeder einzelne, nach dieser Berechnung, sieben Stunden täglich arbeitet, kann er sowohl den Montag blau als auch den Samstag frei machen. Das reicht und wird der Natur des Menschen gerecht, so befand man schon vor 400 Jahren – und warum soll, was damals denkbar war, nicht heute machbar sein? □

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Volkslied der Schuhknechte, um 1820.

<sup>2</sup> Literatur zum blauen Montag: G. Schanz: Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände im Mittelalter, Leipzig 1876; Stahl: Das deutsche Handwerk, Gießen 1874; Schönlanck: Sociale Kämpfe vor 300 Jahren, o.O. 1894; Singer: Der blaue Montag, Mainz 1917.

<sup>3</sup> Robert Seidel: Der Achtstundentag, (Leipzig) o.O. ca. 1895.